Morgen-Ausgabe.

„Berliner Tageblatt“ erscheint täglich zweimal mit Ausnahme des Sonntags, an welchem es nur in einer Morgenausgabe ausgegeben wird. Man abonnirt außerhalb Berlin's bei allen Post-Anstalten des deutschen Reiches, Oesterreich-Ungarns, der Schweiz, Belgiens, der Niederlande (Holland), Rußlands, Dänemarks, Schwedens und Norwegens und der Donaufürsten; in Berlin bei der Expedition Jerusalemerstr. 48/49; Filiale Friedrichstadt: Friedrichstr. 66; Filiale Königstadt: Königstr. 55; Filiale Louisenstadt: Prinzenstr. 41; bei allen Zeitungsspeditoren und Stadtpostämtern.
Chef-Redakteur: Arthur Levysohn in Berlin.

Abonnements-Preis auf das „Berliner Tageblatt“ nebst dem illustr. Wochblatt „ULK“, der humorist. Montags-Beilage „Fetzgeist“, der „Deutschen Lesehalle“ und den „Mittheilungen über Landwirthschaft, Gartenbau u. Hauswirthschaft“ vierteljährlich 5 M. 25 Pf., monatlich 1 M. 75 Pf. (für Berlin inct. Botenlohn, bei separater Zustellung des Wochenblattes 2 M.); für das Ausland direct pr. Kreuzband 14 M. p. Quart. — Inserate à Zeile 50 Pf. (Berliner „Stadt-Anzeiger“ 30 Pf.) werden in der Expedition Jerusalemerstr. 48/49, sowie deren Filialen: Friedrichstr. 66, Königstr. 55, Prinzenstr. 41 angenommen.
Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Berliner Tageblatt.

Nr. 323. **Berlin, Donnerstag, den 30. Juni 1887.** **XVI. Jahrgang.**

Die Aussichten des Kabinets Rouvier.

Das Kabinet Rouvier ist jetzt seit etwa vier Wochen am Ruder, es wäre jedoch mehr als gewagt, schon heute eine Voraussage über seine Lebensdauer zu machen. Vielleicht lassen sich wenigstens vorläufige Schlüsse darauf aus einer Würdigung seiner Feinde und der Kampfmittel ziehen, deren sich dieselben gegen das Kabinet bedienen.

In erster Linie bekämpfen die Kombination Rouvier die Intransigenten, welche von Clemenceau und Rochefort geführt werden. Die Gründe, aus welchen diese beiden Männer, von denen der eine bisher wenigstens sich als ernster Politiker, der andere aber stets als politischer Hanswurst gezeigt, gegen das Kabinet Front gemacht haben, sind sehr verschiedener Natur.

Herr Clemenceau hatte in der letzten Krise erklärt, und jeder Mensch, der mit Aufmerksamkeit die Entwickelung der Partei-Verhältnisse in Frankreich verfolgt, mußte ihm darin Recht geben, daß es genug sei mit der Heuchelei sogenannter Versöhnungsministerien, und daß die Bildung eines konservativen oder aber eines progressistischen Kabinets allein die Möglichkeit böte, wirksam zu regieren. Diese Behauptung Clemenceaus wurde in der That dadurch unterstützt, daß alle Kombinationen, welche auf die Bildung eines Versöhnungsministeriums gerichtet waren, stets in ihrem Entstehen sich schon zerschlugen. Als der Präsident der Republik Herrn Rouvier mit der Bildung nicht eines konservativen, sondern eines nur gemäßigten Kabinets betraute, hätte man annehmen müssen, daß Herr Clemenceau und seine Paladine ihn zu diesem Entschlusse beglückwünscht und dem neuen Ministerium eine loyale Opposition gemacht hätten. Weit gefehlt. Herr Clemenceau, den man mit Fug und Recht bisher für einen überzeugungstreuen Politiker halten konnte, entpuppte sich plötzlich als ein ganz simpler Portefeuillejäger. Er war, wie jeder seiner Akte dies jetzt darthut, von der Ansicht ausgegangen, daß er und seine Freunde allein die einzig mögliche Minister-Kombination seien. Man hatte sich bereits die Haut des Löwen getheilt, Clemenceau, hieß es allgemein, habe sein Kabinet fix und fertig; um so herber war die Enttäuschung. Clemenceau und seine Freunde verloren alle Haltung, die Masken fielen ihnen vom Gesicht und zeigten sie in der ganzen Häßlichkeit eitler Machthascherei. Warum Herr Clemenceau nach der Macht gestrebt, darüber rauna man sich hier allerlei zu. Man behauptet, Geld gebe Macht, vielleicht hat Herr Clemenceau das Umgekehrte erwartet. Das sind ohne allen Schmuck die Gründe, aus welchen der leader der äußersten Linken das Kabinet Rouvier bekämpft.

In diesem Kampfe geht, wie gesagt, mit ihm Arm in Arm Rochefort, hierzu durch ganz andere Gründe veranlaßt. Auf den Laternenmann wirkt nämlich der Opportunismus, als dessen Vertretung das heutige Kabinet gelten kann, wie das rothe Tuch auf den Stier der Arena. Gar possierlich und lustig sind die Sprünge, die er dabei ausführt, das Publikum amüsirt sich, und der „Intransigeant“, sein Blatt, verkauft sich reißend.

Herr Clemenceau war, als ihn noch die Aureole politischer Keuschheit umgab, ein nicht zu verachtender politischer Feind. Heute ist seine Bedeutung in einer Weise gesunken, die ihn nicht mehr als gefährlich erscheinen läßt. Ueber die Bedeutung Rocheforts als Feind des Kabinets auf legalem Gebiete ist hier kein Wort zu verlieren. Dennoch ist die Verbindung Clemenceaus und Rocheforts weder eine zufällige, noch durch die Gemeinsamkeit der Prinzipien entstanden. Da Clemenceau seine Schwäche als parlamentarischer Widersacher eines Kabinets einsieht, das sich in streng republikanischen Grenzen hält und bereit ist, sogar die Forderungen zu erfüllen, die von radikaler und radikalster Seite hinsichtlich des Budgets und der Militärreform an die Nachfolger des Kabinets Goblet gestellt wurden, so hat er sich Herrn Rochefort beigesellt, dessen Einfluß auf die Gasse ein bedeutender ist, um durch sie und auf extraparlamentarischen Wege dem Kabinet Rouvier Schwierigkeiten zu bereiten.

Die radikale, nicht intransigente Partei, welche zu dem Sturze des Kabinets Goblet die Hand geboten, stellte sich feindlich zu dem neuen Ministerium, obwohl man anzunehmen berechtigt gewesen war, daß sie den Nachfolgern, die sich gewillt zeigten, alle die Wünsche, die ihre Vorgänger abgelehnt, zu erfüllen, wenigstens nicht unfreundlich gegenübertreten würde. Die Radikalen hatten ein Konzentrationskabinet und eine größere Vertretung ihrer Gruppe in demselben erwartet. Sie ließen sich auch einen Augenblick von Clemenceau ins Schlepptau nehmen, doch schon gewinnt der gesunde Menschenverstand die Ueberhand, und vernünftiger Weise sagt man sich, man müsse das Kabinet doch erst an der Arbeit sehen, ehe man es beurtheilen oder gar verurtheilen könne. Ein unbesiegbarer Widerstand scheint daher dem Kabinet auch nicht von dieser Seite zu erwachsen, namentlich, nachdem es gezeigt, daß es sogar solchen Forderungen, wie der absoluten Gleichheit vor dem Militärgesetz, durch die Heranziehung selbst des Elements der Geistlichen zu der Blutsteuer, gerecht zu werden weiß.

Die Haltung der Rechten dem Kabinet gegenüber ist eine eigenthümliche und eine solche, an die man seit Jahren nicht mehr im französischen Parlament gewöhnt war. Die Rechte hat ihre Obstruktionspolitik aufgegeben und wenn auch keine versöhnliche, doch eine patriotische Haltung eingenommen. Welche Motive hierfür maßgebend sind, ob blos der Wunsch, der Eventualität eines Kabinets Clemenceau vorzubeugen, das unzweifelhaft die Trennung von Kirche und Staat und die Aufhebung des Konkordats durchgeführt hätte, oder ob die Rechte hierbei von der Absicht geleitet wurde, eine Kammerauflösung zu vermeiden, die, nach den letzten partiellen Neuwahlen zu beurtheilen, nicht zu ihrem Vortheil ausgefallen wäre, mag dahingestellt bleiben. Ein eigentlicher Kampf gegen das Kabinet wird also augenblicklich von der Rechten nicht geführt, eine Gefahr für dasselbe von dieser Seite besteht höchstens in allzu großen Freundschaftsversicherungen, die das Ministerium dem republikanischen Theile des Parlamentes und des Landes verdächtig machen könnte.

Auf diesem Gebiete sucht denn auch die Opposition vor Allem ihre Waffen. Sie stellt das Kabinet Rouvier als Gefangenen der Rechten dar und bezichtigt den Präsidenten der Republik selbst, den Chefs der Rechten Konzessionen gemacht zu haben. Diese Behauptung wird aber nur in die Welt hinaustrompetet, ohne daß es bis jetzt gelungen wäre, hierfür einen Beweis zu erbringen. Im Gegentheil hat sich das Kabinet trotz der entgegenkommenden Haltung der Rechten strikte auf republikanischem Terrain gehalten und namentlich, wie gesagt, in der Heranziehung der Seminaristen zum Militärdienst eine an den Radikalismus streifende Unbeugsamkeit gezeigt. Ein zweiter parlamentarischer Angriff in dieser Richtung hin ist neuerlich von den Intransigenten und einem großen Theile der Radikalen durch Einbringung des Gesetzvorschlages über die Aufhebung des Senats versucht worden. Man verlangte die Dringlichkeit und hoffte, da ja auch die Rechte nur eine Volksvertretung wünscht, die aus dem suffrage universel hervorgegangen, daß man ein für das Kabinet ungünstiges Votum erzielen würde. Aber auch diese Voraussetzung war eine irrige. Das Ministerium, welches die Dringlichkeit des Antrages, die Perfidie desselben vollständig erkennend, bekämpfte, erhielt eine bedeutende Majorität für die Ablehnung desselben. Die parlamentarischen Mittel, um das Kabinet aus dem Sattel zu heben, verfangen nicht, und deshalb sucht die Opposition den Kampf auf die Straße zu tragen.

Die Standarte, die hierbei geführt wird, ist der General Boulanger, dessen Entfernung aus dem Kriegsministerium man als eine feige Nachgiebigkeit gegen Deutschland dem Lande darzustellen sucht, die einen Verlust nationaler Ehre einschließe. Man sucht dem mit der Rechten angeblich

---

Arme Mädchen.

Berliner Roman

[48. Fortsetzung.] von [Alle Rechte vorbehalten.]

Paul Lindau.

Zu gewohnter früher Stunde wachte sie am Morgen auf. Sie war nun wirklich krank, körperlich leidend, sie fühlte sich abgespannt, ermattet, aber sie zwang sich zur Frische und war wie immer die Erste mit Minna im Frühstückszimmer.

Alle freuten sich darüber, daß das Unwohlsein so schnell gehoben war. Nach dem Frühstück begaben sich die Gräfin und Regine durch den Park nach der Terrasse. Die Frühsonne vergoldete Alles ringsumher, es war wunderbares Wetter. Die Gräfin zeigte sich wie immer um Reginen herzlich und mütterlich besorgt und voll wahrer Theilnahme.

„Weshalb sind Sie so niedergeschlagen, mein Kind?“ fragte Elisabeth. „Das paßt nicht für die Jugend, die lachen soll.“

Regine machte vergebliche Anstrengungen, sich zur Harmlosigkeit zu zwingen. Ihr sonst so wohltönendes Lachen klang hohl, und während die Gräfin von etwas ganz Lustigem sprach, entrang sich ihrer Brust ein schwerer Seufzer.

„Ich habe das Lachen erst spät erlernt, erst in diesem Hause, erst durch Sie, theure Gräfin, und ich fürchte, ich werde es wieder verlernen, wenn ich von hier gehe.“

„Was sind das für närrische Gedanken! Wie können Sie nur so sprechen! Hat Ihnen irgend Jemand etwas zu Leide gethan?“

„Niemand. Ich mache mir im Gegentheil Vorwürfe, daß ich zu gut behandelt werde.“

„Wenn es weiter nichts ist! Darüber werden wir schon hinwegkommen. Sie haben mich ordentlich erschreckt, Regine! Wie kann man nur so sprechen!“

„Sie sind engelsgut zu mir.“

„Das ist eine abgemachte Sache. Es ist auch ganz richtig, daß ich Sie verhätschle. Aber daran sind Sie selbst schuld! Sie verdienen es nun einmal nicht schlechter.“

„Wer weiß!“

„Wer weiß?“ wiederholte die Gräfin langsam. „Was soll das heißen?“

„Ich will es Ihnen sagen, unaufgefordert, aus freien Stücken, und wenn es mir schwer wird, erleichtern Sie es mir nicht.“

Sie schöpfte tief Athem und schwieg.

„Nun?“ sagte Elisabeth nach einer längeren Pause freundlich und erwartungsvoll. „Was wollen Sie mir sagen, liebes Kind?“ Sie ergriff Reginens Hand und streichelte sie freundlich.

Regine wußte nicht, wie sie beginnen sollte. Sie schwieg wiederum. Die Gräfin streichelte ruhig die Hand des jungen Mädchens und wartete geduldig.

„Glauben Sie,“ begann Regine nach einiger Zeit, „daß jede Sünde vergeben werden kann?“

Die Gräfin erhob den Kopf und antwortete erstaunt: „Ja, liebes Kind, das weiß ich nicht! Da müssen Sie einen Theologen oder einen Juristen fragen. Ueber so allgemeine Fragen wollen wir uns doch auch nicht unterhalten, denke ich? Sie wollen mir ja etwas sagen, etwas Bestimmtes. Sagen Sie mir das, dann werde ich Ihnen besser Bescheid geben.“

Regine rang mit den Worten. Es stieg heiß in ihr auf und ihre Wangen bedeckten sich mit flammendem Roth. Ihre Hand, die noch immer in den Händen der Gräfin ruhte, zitterte und wurde feucht.

„Ich weiß nicht, wie ich anfangen soll.“

„Fangen Sie mit dem Anfang an, liebes Kind, und hübsch ruhig, ganz vernünftig! Sprechen Sie vertrauensvoll zu mir, wie ein gläubiges Beichtkind zum Beichtiger. Sie brauchen nicht zu flüstern, denn uns belauscht kein Mensch, und es bedarf auch nicht der hölzernen Scheidewand, um uns zu trennen, ich sehe Sie ja doch nicht. Also sprechen Sie.“

„Nun denn,“ sagte Regine, indem sie alle Kraft zusammenfaßte, „ich will Ihnen Alles sagen! Ich bin nicht immer so heiter und glücklich gewesen, wie Sie mich jetzt kennen. Erst Sie haben mich zu dem gemacht, was ich jetzt bin. Von meiner Kindheit und Jugend habe ich wenig freudige Erinnerungen. Ich bin in ärmlichen Verhältnissen groß geworden, habe Mancherlei entbehren müssen, am meisten eine liebevolle Behandlung. Wenn ich um mich blickte und sah, wie alle Andern sich freuten, und mir vergegenwärtigte, wie wenig Freude ich hatte, so verstimmte es mich, ich fühlte etwas wie Neid, wie Erbitterung, und das steigerte sich zum Trotz, zur Gehässigkeit gegen die Gesellschaft, zum Wahnsinn — ich kann es nicht anders bezeichnen! Es war im Zustande der Unzurechnungsfähigkeit, daß ich das begangen habe, was mich zu Boden gedrückt hat. Hier glaubte ich die schreckliche Erinnerung losgeworden zu sein, aber sie stellt sich immer wieder ein und peinigt mich tödtlich.“

„Was ist's denn?“ fragte Elisabeth. „Was ist's?“

„Es ist blöde, es ist dumm, es ist unbegreiflich, es ist fürchterlich!“ rief Regine in leidenschaftlicher Erregung. „Ohne Liebe, ohne Leidenschaft, ohne Lust, aus alberner Gehässigkeit gegen die Gesellschaft, aus wahnsinnigem Trotz habe ich begangen, was der Leichtsinn erklärlich machen könnte und die Liebe vielleicht gar entschuldigen würde. Aber ich war nicht verliebt, ich war nicht einmal leichtsinnig! Ich war verrückt! Diese eine Stunde, die außer allem Zusammenhang mit meinem Leben steht, die, ich weiß nicht durch welche höllische Gewalt, in mein Dasein hineingeschoben ist, — wie habe ich sie bereut, wie bereue ich sie noch stündlich! Die vorwurfsvolle, die entsetzliche Erinnerung daran hat mir fast den Verstand geraubt, und erst hier bin ich gesundet, durch Ihre Güte,

Heute die Donnerstags-Beilage „Ulk“ Nr. 26.